Readinger Magazin

für

Freunde der Deutschen Literatur in Amerika.

Eine Monatsschrift

ernsten und launigen Inhalts.

Herausgegeben von J. C. Goßler.

No. 6. — Juny Heft, 1824.

Niemand ist unglücklicher, als der, welcher nie Unglück gekannt hat.

(Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens.)

Menschliche Unglücksfälle, so lehren uns die Aussprüche aller Weisen, sind nicht die Wirkung eines blinden Ungefährs, sondern Schickungen Gottes, wohlthätige Mittel in der Hand des Lenkers unsrer Schicksale. Es ist wahr, das Unglück schlägt uns oft tiefe und schmerzhafte Wunden, nicht aber als wäre es ein feindselig gesinntes Geschick, das uns verfolgte, sondern dem verständigen, treuen Arzte gleich, der weiß, was uns Noth thut, und uns rettet auch wider unsern Willen. Es ist wahr, des Schicksals Schläge treffen den Unschuldigen wie den Schuldigen; aber nur diesem sind sie Strafe, jenem sind sie Mittel zur Weckung seiner Kraft, zur Stärkung seiner Tugend, zur Erhöhung seines Muthes. Darum wechseln Glück und Unglück in der Reihe unserer Tage, und selten verschont uns das Schicksal lange, und fast nie bis an das Ende unsrer Wallfahrt. Leicht zwar schmeichelt sich der Kurzsichtige trotz der Beispiele, die ihn umgeben, mit einer ewigen Dauer seines Glücks, und nimmt für eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, was nichts als ein längerer Aufschub ist. Das Unglück kommt, und trifft ihn desto stärker, je länger es ihn verschont hat. Die Erde, die wir jetzt bewohnen, ist ein großes Erziehungshaus für eine höhere Welt, das Unglück ist die Schule, wo das Menschliche im Menschen am schönsten und schnellsten zur Reife gedeiht. Durch die Schule des Unglücks geht der Weg zur Läuterung, zur Reinigung von unsern Mängeln, zur

Veredlung unserer Kräfte und zur Erlangung eines wahren und bleibenden Glücks. Der thörichte Haufe mag die glücklich preisen, die noch nie ein Unglück traf, jene Schooßkinder des Glücks, auf die, wie ein berühmter Dichter sagt, die Götter mit vollen Händen ihre Gaben streuen; das wahre Glück kennen und besitzen sie nicht. Ihr Glück ist ein leichter und künstlich verzierter Bau, den nur ein Stoß erschüttern darf, um ihn in Staub zu verwandeln. Ihren geschmückten Wänden gleich, die nur auswendig von Golde schimmern, scheinen sie glücklich in den Augen der geblendeten Menge, und sind unglücklich in den Augen des Weisen, unglücklich in ihren eignen Augen. Wir müßen sie nicht nach der glänzenden Außenseite beurtheilen, die sie uns zuwenden, sondern nach dem, was sie uns verbergen; wir müßen sie in ihrem eignen Herzen aufsuchen, um uns zu überzeugen, daß

Niemand unglücklicher ist, als der, welcher nie Unglück gekannt hat.

Laßen Sie uns, geneigte Leser, den Inhalt dieses Satzes näher entwickeln.

Wo finden die Leidenschaften, diese gefährlichsten Feinde der Ruhe und des Glücks des Menschen reichere Nahrung, als in der Brust des Günstlings des Glücks, der seine Wünsche und Hoffnungen stets erfüllt, oft übertroffen sieht, wo faßen sie tiefere Wurzeln als da, wo ihnen immer reichere Nahrung zuströmt, wo treten sie größer, gewaltiger hervor, als da, wo alles sich vor ihnen beugt?

Ich rede nicht von dem Uebermuth, womit der Höhere so oft dem Geringeren begegnet, nicht von der eben so thörichten als lächerlichen Anmaßung, womit er sich in Alles mischt, über Alles abzutheilt, nicht von dem Dünkel, womit er sich über das wahre Verdienst erhebt, nicht von der Selbstsucht, die ihn engherzig und kalt gegen alle schöne und edle Zwecke macht, die nicht auf ihn selbst Bezug haben, nicht von seiner Unbilligkeit gegen gerechte Ansprüche Andrer, nicht von seiner Härte gegen fremde Noth; ich rede nicht davon, wie er Andere sein Glück fühlen läßt, sondern wie sehr er selbst an den verderblichen Folgen deßelben leidet, nicht von den Kränkungen, die er Andern zufügt, sondern von dem Unglück, das er sich selber bereitet.

Wo nistet sich die Habsucht leichter ein, als da, wo der Gewinn sich mehrt? Wo strecken sich die Hände begieriger zum Empfang aus, als da wo verschwenderisch der Zufall seine Gaben ausstreut? Mit dem Glücke wächst die Begierde, und wird zur Leidenschaft, die den Habsüchtigen tyrannisirt, weil sie unersättlich ist. Was daher der Habsüchtige fühlt, ist nicht mehr ein natürlicher Durst, den ein Trunk wenigen Waßers stillt; es ist die Gluth der Leidenschaft, die nichts löscht, es ist nicht mehr die gesunde Natur in ihm, die Nahrung heischt, und mit Wenigem zufrieden ist, es ist eine Krankheit, ein Fieber, das ihn verzehrt. Er kennt keinen Stillstand in seinem

Glücke, er findet kein Ende in seinen Wünschen. Es jagt ihn fort von Ziel zu Ziel. Kaum hat er das letzte erreicht, so hat ihm die nie gestillte Begierde schon ein neues aufgesteckt. Unaufhaltsam treibt's ihn weiter und weiter, und nimmer findet er, was er sucht, weil er da nicht sucht, wo allein es zu finden ist, in seiner eignen Brust, in seines Herzens Zufriedenheit. Er jagt einem Trugbilde nach, das ihm entflieht, so wie er sich ihm nähert; und wie das Hinterrad des Wagens nimmer das Vorderrad erreicht, so läuft der Betrogene sein Leben hindurch vergebens dem unerreichbaren Glücke nach.

Der Habsucht verwandt ist der Geiz, und kein Loos trauriger auf der Welt, als das des Geizigen, der im Ueberflusse sich das Nothdürftigste versagt, und mitten unter seinen Schätzen ein Bettler darbt, der widersinnig das Mittel, das ihm ein sorgenloses Alter bereiten soll, zum Zwecke macht, der, wenn er Anfangs sparte, um zu leben, zuletzt nur lebt, um zu sparen, und um so ängstlicher spart, sorgt und darbt, je weniger vom Leben ihm noch übrig ist. Das Alter, welches jede Leidenschaft schwächt, scheint den Geiz nur zu verjüngen, und die Uebersättigung, die andere Leidenschaften oft ertödtet, reizt und vermehrt nur seinen unersättlichen Hunger. Mit Angst hütet er seine, mit Augen voll Neid verschlingt er fremde Schätze. Mit so unzertrennlicher Gewalt hängt er an dem todten Mammon, daß er ihn sterbend noch umklammert hält, daß der letzte Augenblick ihm zwar sein Gold, nicht aber die Liebe zum Golde rauben kann. Und wo finden wir diesen Geiz, wenn auch nicht immer in diesem Grade der Verächtlichkeit, wo sehen wir diese Wurzel so mannigfachen Uebels häufiger wachsen und gedeihen, als bey denen, über die das Glück das Horn des Ueberflußes ausgeschüttet hat? Eben so oft sehen wir mit dem Ueberflusse zugleich die Prunksucht bey ihnen einkehren. Nicht selten sogar sehen wir Geiz und Prunksucht zusammenwohnen, und, ein seltsames Schauspiel! beide den Glücklichen wechselseitig beherrschen. Wenn auch Einzelne im Schooße des Glücks ein natürliches und richtiges Gefühl bewahren, die Dinge in der Welt nach ihrem wahren Werthe zu würdigen verstehen, so betrügen sich die Meisten aus Liebe zum Prunk um den wahren, reinen Lebensgenuß, durch einen erkünstelten, seufzen unter der Last der Vorbereitungen zu ihren Fest- und Freudentagen, vergeßen und verlieren das Leben über die weitläuftigen Anstalten zu denselben, verbannen aus ihrer Gesellschaft die einfache, herzliche Freude, die Seele der wahren Geselligkeit, durch die lästigen Unterscheidungen des Ranges, unterdrücken den Frohsinn durch die selbst gewählten Fesseln der kalten Etikette, leben nicht sich, sondern dem Götzen, dem sie fröhnen, machen, nur in der Meinung Anderer lebend, ihre Zufriedenheit und ihr Glück nicht von ihrem, sondern vom fremden Urtheile abhangig, sind Sclaven fremder Thoren, und tragen bey all' ihrem Prunke doch nur als Sclaven die Bürde ihres Glücks.

Zur Prunksucht gesellt sich die Ehrsucht, die unbändigste aller Leidenschaften, die keine Zügel kennt, und über kurz oder lang den gepriesenen

Glücklichen in sein Verderben stürzt. Was ist dem Ehrsüchtigen zu hoch, wohin sein Wunsch nicht reichte, welche Gefahr ist zu groß, der er nicht tollkühn trotzte, wenn durch sie der Weg zu seinem Ziele geht?

Und schreitet er auch glücklich von Ziel zu Ziel, wie kann das wahre Glück in der Brust deßen wohnen, der, sey er auch noch so hoch gestiegen, sich klein dünkt, weil andere höher stehen, dem es weniger schmeichelt, so viele an Rang und Stand hinter sich zu lassen, als es ihn verdrüßt, einige wenige vor sich zu sehen, der Nichts zu haben glaubt, wenn er nicht Alles hat, der Nichts genießt, was ihm gegeben, den Alles quält, was ihm versagt ist, der gleich dem Wahnsinnigen, einem Traumbilde nachjagend, die Blumen der Freude, die ihm am Wege blühen, mit Füßen tritt und den Abgrund übersieht, der sich unter seinen Tritten öffnet?

Den Ehrsüchtigen und Habsüchtigen begleiten wie Schatten die Eifersucht und der Neid. Ruhe, Friede, alles Glück ist von dem gewichen, der ein fremdes Glück nie ohne Neid sehen kann, der durch fremde Ehre sich entehrt, durch fremdes Verdienst sich herabgewürdigt glaubt, der jede Gabe des Glückes, die Andern zufiel, als einen Raub an seinem Glücke betrachtet, dem fremde Freude sich in Schmerz, fremdes Glück sich in Kummer verwandelt, der sich auf seinem blaßen Gesichte mahlt, und wie ein Wurm in seinem Innern nagt.

Häufiger aber als alle diese Leidenschaften, beherrscht den immer Glücklichen die Genußsucht. Wo fände sie auch mehr Nahrung, als im Schooße des Glückes und des Ueberflußes? Und wo fänden sich mehr und regsamere Hände, als da, wo es auf ihre Befriedigung, Verfeinerung und Vervielfachung abgesehen ist? durch fünf offne Sinne strömt dem Genußsüchtigen, wie durch fünf offne Thore, die Freude zu. Aber je mehr er kostet, desto größer, desto heftiger wird sein Verlangen, je mehr er sich den Sinnen hingiebt, desto mehr wird er ihr Sclav, je weniger kann er widerstehn, bis er alles durchgekostet, bis ihm nichts mehr bleibt, als eine geschwächte Gesundheit, ein welkes, abgestorbenes Leben, und die traurige Einförmigkeit der Dinge, die ihre Neuheit und ihren Reiz für ihn verloren haben. Von Ueberdruß und Langeweile gefoltert, liegt er auf seinem seidenen Polster, und klagt, obgleich von tausend bunten Freuden umgaukelt, über die Lehrheit und Nichtigkeit menschlicher Genüße; denn nichts will dem mehr genügen, der bis auf die Hefen jeden Becher der Freude geleert hat. Dem Kranken gleich, dem alle Speisen schmacklos geworden sind, verwandelt sich ihm alles in Bitterkeit. Mag er noch so sehr nach neuen Genüßen jagen, dieselben noch so sehr zu vervielfältigen suchen, er vervielfältiget nur seinen Verdruß über ihre Unzulänglichkeit. Mag er, was die Erde Schönes beut, um sich vereinigen, seine überreizten und abgestumpften Sinne reizt nichts mehr. Mag er noch so sehr aus sich selbst herauszugehen, unter tausend neuen Zerstreuungen sich zu verlieren suchen, immer findet er nur sich wieder,

mit einem Herzen, worin jeder Funke zur Empfänglichkeit verloschen ist, u. mit einer unerträglichen Leere, die ihn selbst sich zur schlechtesten Gesellschaft, zu seinem furchtbarsten Feinde macht. Mag er Länder durchreisen, Meere durchschiffen, der Feind, den er flieht, sagt ein alter Dichter, geht unsichtbar mit ihm, setzt sich hinter ihm auf sein Roß, besteigt mit ihm sein Schiff.

Unzertrennliche Schwestern dieses Ueberdrußes sind Eigensinn, Laune und kränkliche Empfindlichkeit. Wo treffen wir diese Feindinnen des wahren Glückes häufiger an, als bey denen, die sich Fortuna zu ihren Lieblingen erkohr, die sie mit ihren Gaben überhäufte, bey denen sie, wie eine schwache, nachgebende Mutter, jeden Wunsch befriediget, denen sie alles gab, bis sie nichts mehr zu geben hatte? den so verwöhnten und verzogenen Kindern des Glücks ist nichts mehr recht, wie es sich auch formen und gestalten mag. Ihre Wünsche widersprechen, ihre Pläne zerstören sich einander. Sie tadeln heute, was sie gestern lobten, finden heute Verdruß an dem, was sie gestern erfreute, widerrufen heute, was sie gestern behaupteten, reißen heute nieder, was sie gestern bauten. Sie wechseln ihre Befehle so schnell wie ihre Launen, wollen zuletzt errathen seyn, und sind sich selber ein Räthsel. Der Huldigungen müde, die man ihnen zollt, fühlen sie sich beleidigt, wenn man sie ihnen versagt, alle von denen sie umgeben sind, ihren Launen fühlen laßend, fühlen sie selber sie am meisten, und alle belästigend, sind sie sich selber die unerträglichste Last, und scheinen, nachdem sie alles erschöpft haben, nirgends mehr Genuß als in der Unerschöpflichkeit ihrer Launen zu finden.

So richten sich die Leidenschaften des immer Glücklichen, zerstörend gegen ihn selbst. Wenn sie ihm das Bewußtseyn rauben, und ihn unaufhaltsam zu seinem Verderben reißen, so führt dagegen das Mißgeschick den minder Glücklichen oft auf einen Standpunkt, wo er still steht, zur Besinnung kömmt, und über den Werth und Unwerth der Dinge urtheilen lernt. Sein Gemüth wird freier, sein Verstand unbefangener, sein Urtheil richtiger. Er lernt seine Kräfte kennen und gebrauchen, stellt sich seinem Unglück entgegen, wappnet sich gegen neue Schläge deßelben, und weiß sich gegen den Feind zu vertheidigen, und seine Angriffe unschädlich zu machen, oder doch sein beßeres Selbst aus dem Kampfe zu retten; indeß der Glückliche in seinem Glücke sorglos den Feind umarmt, der den Dolch nach seiner Brust führt. Der ferner, welcher das Unglück und damit auch die Nichtigkeit und Unsicherheit der Güter des Lebens kennen gelernt hat, beherrscht seine Begierden, beschränkt seine Wünsche auf das Maaß des Glücks, das ihm geblieben, wohl wißend, daß ihm auch dieß noch genommen werden kann. Glücklich in dem gereiteten Erbe seiner Väter, zufrieden mit dem Erwerb seiner Anstrengungen, empfängt er dankbar jede Huld des Himmels als eine Zugabe seines Glücks. Nicht nach außen das Glück suchend, das er in seinem Herzen trägt, sieht er ohne Mißgunst auf fremde Schätze, freuet sich theilnehmend an fremdem Wohl, sein Herz nicht an den todten Mammon

hängend, versagt er sich unschuldige Freuden nicht, und weiß zu sparen ohne zu geizen, zu genießen ohne zu prunken. Und mäßig genießend bewahrt er sich bis in sein hohes Alter ein jugendliches, frisches und empfängliches Gemüth für die Freuden, die Unschuld und Natur ihm darbieten, und für die das verzogene, genußsüchtige Schooßkind des Glücks den Geschmack oft schon mit der Kindheit verloren hat.

Laßen Sie uns, meine Leser, das so oft beneidete irdische Glück von einer neuen Seite betrachten, von der uns nicht minder einleuchten wird, daß es in der Wirklichkeit nicht das ist, was es scheint. Es lehrt die Erfahrung, daß der Genuß, den die Güter des Lebens gewähren, um so mehr seine Wahrheit und seine Lebendigkeit verliert, je leichter die Herbeischaffung dieser Güter ist. Das Vergnügen wächst mit der Mühe, mit der Anstrengung, mit der es erworben wird; und alles wahrhaft Gute und Schöne, was wir besitzen, die Kunst, die Wissenschaft, die Tugend, ist nur die Frucht angestrengter Thätigkeit. Nicht das Glück, das vom Himmel fällt, sondern der Lohn, der errungen ist, gewährt wahre Freude; nicht der Besitz, sondern der Erwerb, ist wahrer Genuß, weil sich die Betrachtung überwundener Mühe, der Gedanke dargebrachter Opfer, und die Freude des Gelingens damit vereinigt. Ruhe kennt und schmeckt nur der, der sie errungen hat. Lieblicher duftet uns die Blume, die unsere eigene Hand gepflegt, doppelt schön däucht uns der Baum, den wir selbst gepflanzt, doppelt süß schmecken uns die Früchte, die wir selbst geerndtet.

Laßen Sie uns von diesem Gesichtspunkte aus einen Blick auf den stolzen Günstling des Glücks werfen, um uns zu überzeugen, wie dürftig und gehaltlos seine Freuden auch von dieser Seite sind. Kann er sich wahrhaft an den Gütern erfreuen, die er mehr als die Gaben des launigen Zufalls, als die Frucht seiner Anstrengung, betrachten muß? Behält der Genuß für ihn Werth, den er sich leicht und täglich bereiten kann? Fühlt er die Freude so wahr, so tief, so innig, die ihm nichts, als sein Geld kostet? Würden seine Hände sich nach den Genüßen ferner Länder ausstrecken, wenn ihn die noch reizten, die ihm nahe liegen, und die er mit jener zum Sprüchwort gewordenen Redensart: "Es ist nicht weit her!" verachtend zurückweist? Würde er die Erzeugniße fremder Welttheile so hoch achten, wenn er sie nicht um höhern Preis erkaufen, und mit größerer Mühe herbeiführen müßte? — Wenn der Landmann, nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, sich durch Arbeit und Hunger sein einfaches Mahl würzt, so können seiner Tafel nur die Seltenheit, die Kostbarkeit und die fremdartigste Erkünstelung der Genüße Reiz und Werth geben. Eben so wenig kennt der, der nur winken darf, wenn er wünscht, die Freuden der Hoffnung, des sehnsuchtsvollen Hinsehens auf einen erwarteten Genuß, oder die süßen Freuden der Ueberraschung. Sehr weise hat die gütig. Mutter Natur unsere schönsten Freuden an den Gebrauch und die Spannung unserer Kräfte ge-

knüpft. Nur für die Kindheit der Menschheit schuf sie ein Paradies, so wie auch wir unsern Kindern ein Paradies geben, wo noch die Frucht ohne Mühe reift. Für das reifere Alter aber, so wie für die gereifte Menschheit ist die Freude nur der Mühe Lohn, und die Leichtigkeit, Alles zu haben, die Feindin jedes wahren Genußes. Arm an wahrer Freude ist daher der Günstling des Glücks, weil er zu reich an Mitteln ist. Am ärmsten würde der Herr einer Welt seyn, dem sich Alles hingäbe, deßen Wunsche sich Alles fügte. Er würde sein Geschick verfluchen, statt es zu segnen, und den Himmel um Widerstand, wie um ein Allmosen anflehen. Darum verlangt das Leben auch Dornen im Kranze, darum muß die Kette unserer Tage auch mit Mühe, Arbeit, mit Furcht und Sorge durchflochten seyn, und Glück und Unglück wechseln im Leben, wenn unsere Empfänglichkeit für den Genuß deßelben rege, und dieser Genuß neu und frisch erhalten werden soll.

Dieß führt uns auf eine andere traurige Erfahrung, für den, der im Schooße des Glücks und des Ueberflußes noch nicht den Wechsel der Dinge, noch nicht die Mühen des Lebens kennen gelernt hat. Ihm, dem jede Frucht in die Hände fällt, der leicht und überall erndten kann, wo er nicht gesäet hat, mangelt die nothwendigste Triebfeder zur Anstrengung, und mit der Anstrengung das unentbehrlichste Mittel zur Weckung seiner Kräfte, und zur Veredlung seiner selbst.

Wenn wir alle Antriebe unserer Thätigkeit bis zu ihrer ersten Quelle verfolgen, so entspringen sie alle aus dem uns eingepflanzten Triebe, an den, so roh er ist, die Natur zugleich das Edelste, die Erhaltung des Lebens knüpfte, aus dem Triebe nach Nahrung und Wohlseyn. Er war es, der das rohe Kind der Natur zuerst von seinem Lager weckte, und zum Nachdenken zwang; und er ist es auch jetzt noch, der, nachdem sich unsere Bedürfniße unendlich vermehrt und veredelt haben, gleich mächtig, nur verschiedenartiger gestaltet, alle Kräfte in Bewegung setzt, Leben in den gesellschaftlichen Verkehr bringt, täglich neue Gedanken entwickelt, neue Erfindungen hervorruft, und uns mit immer neuen Schöpfungen in Erstaunen setzt. Der Günstling des Glücks, der im Ueberflusse schwelgt, und der vom Schicksal verlaßene Sohn des Mangels, der in drückender Armuth darbt, beide fühlen gleich lebhaft diesen Trieb, aber ohne zugleich seinen wohlthätigen Einfluß zu theilen. Wenn er dem ersten ein Sporn wird, wird er dem andern ein Ruhekißen; wenn er den ersten kräftigt, stärkt, so verweichlicht und schwächt er den andern; wenn er den erstern bildet, veredelt, so erniedrigt und entwürdigt er den andern. Die Freuden des Ueberflußes laßen die Kräfte des Geistes schlummern, welche die Noth wecken würde, ersticken allmählich jeden Keim des Guten und Schönen im Herzen, und laßen da ein unfruchtbares, ödes Feld, wo die Natur die herrlichsten Anlagen geschaffen hatte. Belege zu dieser Wahrheit liefert die Geschichte einzelner Menschen sowohl, als ganzer Nationen. Wie arm an Bildung sind die Völker, denen unter einem glücklichern Himmel sich der Schooß der Erde von selber

öffnet, ihnen ihre Schätze darzubieten; und wie reich an Kraft, und an nützlicher Erfindung sind diejenigen, die unter einem unfreundlichen Himmel im Schweiß ihres Angesichts der kargen, stiefmütterlichen Erde die ersten Bedürfniße des Lebens abgewinnen, abtrotzen müßen. Griechenlands hoch gefeierter Name würde vielleicht nie bis zu uns gekommen seyn, wenn die drohende Gefahr, von Asiens herbeiströmenden Heeren verschlungen zu werden, die menschliche Kraft nicht bis zu einem seltenen Grade gesteigert, und Wunder der Tapferkeit und des Heldenmuthes erzeugt hätte. Rom würde nie die Welt beherrscht haben, wenn es nicht schon in seiner Wiege, rings von feindseligen Nachbaren umgeben und unaufhörlich angegriffen seine Kraft gestärkt, und seine Söhne im fortdauernden Kampfe zu Heldensöhnen erzogen hätte. — Daßelbe Griechenland sahe sich an Philipp verkauft, sobald es Asien nicht mehr zu fürchten hatte? daßelbe Rom verlor seine Freiheit, sobald es Beherrscherin der Welt geworden war. — Und lehrt uns nicht die fast tägliche Erfahrung, wie so manche Einzelne unter dem Drucke der Noth, die sie überwinden, unter Widerwärtigkeiten aller Art, die sie bekämpfen mußten, zur Veredlung, zur Vervollkommnung, zu einer seltenen Größe emporreisten, indeß Andere, die im Schooße des Glücks aufwuchsen, trotz der vielfach dargebotenen Gelegenheit zur Bildung, trotz alles Ueberflußes an Lehrmitteln, auf der niedrigen Stufe eines oberflächlichen Wißens stehen blieben, oder was noch schlimmer ist, die Zahl der Ver- und Ueberbildeten vermehren halfen?

Sehr wahr ist daher die Bemerkung eines Beobachters: "Wahre Bildung, richtige Ansicht des Lebens, und wirklichen und reichen Genuß deßelben finden wir mit seltnen Ausnahmen in den Häusern des Ueberflußes eben so wenig, als in den Hütten der Armuth." Aus dem Mittelstande, aus der Mitte zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit oder aus dem Wechsel des Glücks und Unglücks gingen von jeher die meisten Talente, die herrlichsten Tugenden, kurz, die treflichsten Männer hervor, die sich im Geschäftsleben auszeichneten, die durch Betriebsamkeit, durch weise Berechnung der Dinge, durch schnelle und kluge Benutzung der Zeitumstände ihr Glück nicht fanden, sondern gründeten, oder die sich, sey es am Ruder des Staats, sey es auf dem Katheder oder auf dem Schlachtfelde oder im Tempel der Weisen die Krone des Verdienstes erwarben. In dem Menschen schlummert eine unendliche Kraft; aber sie bleibt todt auf dem Ruhekißen des Weichlings, im Schooße der Ueppigkeit, begraben in dem Meere von Genüßen, worin der immer Glückliche schwelgt. Es giebt kein Erwachen der Kraft ohne Anregung und Uebung und keine Uebung ohne Anstrengung und Kampf. Nicht auf sybaritischem Polster, sondern nur in der Welt, und im Kampfe mit der Welt, auf Niemand, als auf sich selbst und seine Kraft zurückgewiesen, weckt und übt der Mensch die erhabenen Tugenden, die wir an großen Männern bewundern, Muth in Gefahren, Standhaftigkeit in Versuchungen, Festigkeit des Charakters, Verachtung des Todes, Aufopferung für Wahrheit, Tugend und Vaterland.

Laßen Sie uns zu unserer Untersuchung zurückkehren.

So wie dem Günstlinge des Glücks die höhere Stufe jeder Bildung unerreichbar ist, so ist ihm auch jeder Zugang zum Reiche der Wahrheit verschloßen. Im Schooße des Ueberflußes, nur von Schmeichlern, nicht von Freunden umgeben, von seinem Glanze gegen seine Fehler geblendet, und durch keine Schule der Widerwärtigkeit belehrt, sieht er sich und die Welt in einem falschen Lichte, unterscheidet sich nicht von seinem Kleide, seinen persönlichen Werth nicht von dem Werthe seines Vermögens. Die Wahrheit bleibt ihm fremd, und entfernt sich von ihm mit jeder Stufe, die er in seinem Glücke höher steigt, indeß die Schmeicheley mit ihrer Maske hinzutritt, und den geblendeten Jünger an ihr Gängelband knüpft. Wehe dem Unglücklichen, den das Glück erhob! Er ist die Fabel der Stadt, und weiß es nicht. Er geht irre, und hat niemand, der ihn zurechtweist; er steht am Abgrunde, und hat niemand, der ihn warnt. Seine Freunde schweigen, denn sie lieben ihren Vortheil mehr als den seinigen, und geben dem Verzärtelten lieber das süße Gift der Schmeicheley, als die bittere Arzeney der Wahrheit zu kosten. —

Nicht minder täuscht sich der vom Glück Geblendete über seine Kraft und seinen Muth bey Begegnung menschlicher Schicksale. Es ist hier nicht mein Zweck zu zeigen, wie kalt er sein Herz gegen die Klagen des Unglücklichen verschließt, wie hart er den von Kummer Gebeugten tadelt, der schwach genug ist, ihm die Brust voll Gram zu öffnen, u. die blutenden Wunden zu zeigen; aber es liegt in dieser schonungslosen Behandlung neben dem Mangel des Mitgefühls auch oft das Zutrauen einer Kraft und einer Tugend, die, weil noch von keinem Unglücke geprüft, sich nur um so stolzer ausspricht. Nicht bey Windesstille und Sonnenschein soll der Seeman, der Held nicht im müßigen Frieden seine Geistesgegenwart und die Stärke seines Armes bewähren. Weißt du, wie du Armuth ertragen wirst, wenn du nie arm warst; wie du, wenn die Säulen deines Glücks brechen, und der Boden unter dir schwankt, dich aufrecht erhalten wirst, so lange das Gebäude deines Glücks noch steht? Weißt du, wie du erlittenes Unrecht, unverdiente Kränkungen, Spott und Hohn der Glücklichen ertragen wirst, so lange du nur deine Schmeichler hast reden, und dein Lob von ihren Lippen hast singen hören? Weißt du, mit welcher Ergebung und Faßung du wirst ein geliebtes Haupt begraben können, so lange der Tod noch kein Glied aus dem Kreise deiner Familie riß? Und wie willst du, der du lieber Trostgründe, als Hülfe giebst, Andere zur Ergebung und Demuth ermahnen, so lange du noch nicht weißt, ob du dich selber zu trösten und zu faßen im Stande bist? — Nur im Wechsel des Glücks mit dem Unglück, auf sich selbst zurückgeführt, lernt der Mensch, entkleidet von dem Schimmer, der ihn blendete, sich selbst und seine Kraft kennen, die Dinge in der Welt nach ihrem wahren Gehalte schätzen, sich und seine Verhältniße zur Welt im wahren Lichte sehen. Das Mißgeschick, weit entfernt, ihn lange niederzubeugen und zu unterdrücken,

hebt ihn vielmehr auf einen höhern Standpunkt, wo er gleich dem Wanderer, auf einer lichten Anhöhe, die verworrenen Wege des Schicksals übersehen, verfolgen, und sich über ihren Anfang und ihr Ende zu seiner Beruhigung unterrichten kann, wo sich ihm das Labyrinth des Lebens entfaltet, wo ihm alles im Zusammenhange erscheint, was er vorher nur stückweise sah, und wo sich ihm klein, verächtlich zeigt, was vorher so groß u. bewundernswerth, kurz und vergänglich, was ihm vorher von so ewiger Dauer zu seyn schien. So lernt er seinen eigenen Werth fühlen, sich von den Dingen, und die Dinge von sich unterscheiden, selbstständig und muthig sich über sein Unglück erheben, und stärker und größer als sein Schicksal, lächelnd auf die Trümmer des vergänglichen Glückes niedersehen. Das Unglück kann den großen Mann stürzen. Aber das Große ist auch in seinem Falle noch groß. Auch noch in seinen Trümmern nöthigt uns die ehemalige Größe eines Tempels Ehrfurcht und Bewunderung ab! —

Zuletzt, meine Leser, ist das Glück seinen Kindern um so gefährlicher und verderblicher, je länger es ihnen zur Seite geht, je sicherer es sie durch seine Dauer macht. Einmal mindert die Sicherheit im Besitz eines Gutes den Genuß deßelben. Wir freuen uns deßen um so mehr, weil wir es verlieren können. Warum hängt der Mensch desto mehr am Leben, je näher die Zeit rückt, wo er es wieder hingeben soll? Warum schätzen wir den durch Gewohnheit uns fast gleichgültig gewordenen Umgang unserer Freunde höher, warum fühlen wir den Werth ihrer Freundschaft inniger, wenn die Stunde der Trennung naht? Wann fühlten wir je lebhafter und tiefer das Glück der Gesundheit, als wenn wir genesen vom Krankenlager aufstanden, und den ersten Gang aus dem engen Krankenzimmer in die freie, schöne Natur thaten? Mit doppelter Freude betrachten wir das verlorne und wiedergefundene Gut, mit doppelter Liebe umarmt der Vater den langentbehrten Sohn. Oder warum finden wir in den Frühlingstagen die wieder aufwachende, die wieder belebte und belebende Natur so schön? — Weil diesem Erwachen der lange Winterschlaf voranging. Warum preisen wir die verlornen Jahre unserer Kindheit als den glücklichsten Abschnitt unsers Lebens? Eben weil dieses Glück **verloren** ist. Das sorglose, unbefangene, glückliche Kind genießt sein Glück, ohne es zu kennen und zu schätzen, weil es den Verlust deßelben noch nicht kennt. So mindert die Unbekanntschaft mit dem Unglück den Genuß des Glücks. So macht die Sicherheit die schönsten Freuden zur Gewohnheit, und diese nimmt ihnen ihren wohlthätigen Reiz. Willst du verzogenes Kind des Glücks, dein Glück recht genießen, so beraube dich selber deßelben, wirf einen Theil deines Glücks von dir, um den Genuß deßen, was dir bleibt, desto schöner zu finden. Willst du die Freuden der Häuslichkeit noch höher schätzen lernen, verlaß dein Haus, entbehre den Anblick deiner Lieben und kehre nach langer Entbehrung mit desto empfänglicherm Herzen in ihre Arme zurück. Lange Dauer, stete Sicherheit ist die Feindin jedes wahren Genußes, der nur

durch Wechsel und Entbehrung seine erste Stärke, seinen ersten Reiz behält.

Diese Sicherheit des Besitzes wird aber noch verderblicher, wenn sie dem Schlaf gleicht, dem Glücklichen die Augen verschließt, und die Gefahr verbirgt, die seinem Glücke droht. Die Ordnung der Dinge ist wandelbar, der ruhige Besitz ist unendlichen Zufällen unterworfen, die ihn stören und vernichten können. Was hat eine bleibende Form in der Welt, wo ganze Reiche sinken und fallen, wo die Mächtigsten von ihren Thronen steigen? Das Schicksal läßt die Rollen wechseln; der Reiche wird arm, der Arme reich. In sein Nichts zurück sinkt der Mächtige, und aus dem Staube hebt sich der Gebeugte; in Vergeßenheit sinkt der gefeierte Abgott der Menge und aus der Dunkelheit hervor tritt der vergeßene und verkannte Dulder, bis auch seine Rolle wieder ausgespielt ist, u. ein Anderer den Platz einnimmt, wo er sich so sicher glaubte. Wer steht in dieser vielbewegten, wechselvollen Welt für die Sicherheit eines Augenblicks? Was Menschen bauen, können Menschen zerstören; den das Glück erhob, kann es auch stürzen, und je unvorbereiteter den sichern Besitzer das Unglück findet, desto mehr überrascht es ihn, je tiefer sein Schlaf war, desto furchtbarer weckt es ihn. Verlaßen von seinem Glücke ist er auch von den Menschen verlaßen. Fremd unter seines Gleichen, allein auf einer ihm fremden Welt, allein mit seinem Unglücke und ohne eigene Kraft, hat er Nichts, woran er sich halten, ohne innern Werth Nichts, wodurch er den gesunkenen Muth wieder beleben, in seinem tiefen, unendlichen Elende keinen Grund, wohin er den Anker der Hoffnung werfen könnte. Wenige der so tief Gestürzten stehen wieder auf aus ihrer Erniedrigung, Wenige kommen so spät noch gebeßert aus der Schule des Unglücks zurück. Die Meisten geben sich der Verzweiflung oder der Verachtung derer preis, von denen sie früher bewundert, dem Spotte derer, von denen sie früher vergöttert wurden. Arm an rechtlichen Mitteln, den gesunkenen Wohlstand wieder zu heben, zu verwöhnt, um sich mit Wenigem zu begnügen, ist ihnen das schlechteste Mittel willkommen, wodurch sie glauben, das verlorne Glück zurückrufen zu können; und verächtlicher und niedriger erscheint in der Regel Keiner, als der, welcher ohne Selbstwerth früher so hoch und bewundert stand! —

Dieß, meine Leser, ist das traurige, bejammernswerthe Loos des gestürzten Günstlings des Glücks, der vorher nie Unglück gekannt hat. Muthiger, fester und erhabener steht im Unglück der, welcher seine Tücken schon kennend, sich früh dagegen gerüstet hat, und im gewohnten Kampf geübt, ihm die stählerne Brust beut. Mögen des Schicksals Stürme wüthen, ihn beugen sie nicht, mögen die Trümmer seines Glückes um ihn zusammenschlagen, ihn begraben sie nicht. Gleich weit von niederm, kriechendem Kleinmuth, der sich zu Boden treten läßt, und dem falschen Stolze, der sein Glück nicht überleben will, steigt er von dem Range herab, worauf ihn sein Glück erhob, aber nicht, um in Elend und Schmach zu versinken, sondern

sich zu dem weit höhern, und schönern Range, zum Stande des Menschen empor zu heben, und sein Glück verlassend, das ihn verläßt, seinem Schicksale zum Trotz, ein Mensch zu bleiben.

Nachdem wir das, was die Welt Glück und Unglück nennt, von so mancherley Seiten betrachtet, geprüft, und in so mannigfachen Beziehungen und Folgen kennen gelernt haben, so laßen Sie uns die Summe unserer Betrachtungen in dem oft gesagten und nimmer im Leben genug beachteten Erfahrungssatze zusammenfaßen, daß das so oft gepriesene und beneidete Glück derer, die noch nie ein Unglück heimsuchte, sehr oft nur ein glänzendes Elend ist, und daß sich der Mensch nur im Wechsel des Geschickes eine wahre Kenntniß und Schätzung des Lebens und wahren und reinen Genuß deßelben erwirbt, und wie das Gold aus dem Feuer gereinigt, aus der Schule des Unglücks geläutert hervorgeht.

Darum laßen Sie uns, nicht mit Neid, wie der Böse, nicht mit Bewunderung, wie der Thor, sondern unbefangen wie der Weise, und mitleidsvoll wie ein Mensch, auf den unglücklichen Glücklichen sehen, der auf dem weichen Polster wo ihn das Glück gebettet, sorglos dem hinter ihm lauernden Verderben in die Arme sinkt. Laßen Sie uns nicht diese, welche die Menge preist und anbetet, sondern die stillen und großen Dulder, die aus dem Kampfe mit der Welt sich eine schönere und herrlichere Welt in ihrer Brust retteten, als die wahrhaft Auserwählten des Himmels betrachten. Wie ein Vater nicht den schwächern, sondern den stärkern Sohn in die gefahrvolle Schlacht sendet, so führt der Vater da droben auch nur den Heldensohn in den großen Kampf mit seinem Geschick. Darum reichte die Vorsehung Sokrates den Giftbecher, darum starb Regulus auf der Tortur, Cicero von Tyrannenhand, Huß auf dem Scheiterhaufen. Der äußere Mensch erlag, indeß der innere siegte, die Hülle sank in Staub, indeß der Name ewig lebt. Laßen Sie uns, von solcher Ansicht der Dinge geleitet im Glück wie im Unglück nüchtern, ruhig und fest die Bahn des Lebens wandeln, und uns immer mehr überzeugen, daß niemand unglücklicher ist, als der, welcher nie ein Unglück gekannt hat!—

Dr. G. Prömmel.

Missionswesen.

Bejammernswürdige Lage des weiblichen Geschlechts in Indien.

Herr W. Ward, Missionär in Indien, hat folgenden merkwürdigen Brief an die Damen in Liverpool u. überhaupt an alle Frauen Großbrittaniens geschrieben; "Es befinden sich in Hindostan 75 Millionen Ihres Ge-

ſchlechts, die weder leſen noch ſchreiben können, und 80 Millionen von dieſen ſind brittiſche Unterthanen. In dieſem Lande, in welches das Licht des Chriſtenthums noch nicht gedrungen iſt, iſt auch der Zuſtand des weiblichen Geſchlechts ſtets beklagenswerth geweſen, denn die Hindu-Geſetzgeber verbieten es den Frauen ausdrücklich, eine Kenntniß von irgend einer Wißenſchaft zu erlernen, u. es exiſtirt ein Befehl, welcher ihnen aufs ſtrengſte verbietet, nicht in die heilige Schrift zu blicken. Auf dieſe Art herabgeſetzt, und ſogar von der heiligen Schrift ausgeſchloßen, befinden ſich die Frauenzimmer in einem Zuſtande der Unwißenheit und des Aberglaubens, der in der Geſchichte der wildeſten und barbariſchſten Stämme ſeines Gleichen nicht findet. Ein Frauenzimmer iſt verachtet, ſobald ſie geboren wird; während die Eltern und ihre Freunde wegen fehlgeſchlagener Hoffnung, daß es kein Knabe iſt, finſtere Geſichter machen, erblickt ſie das Licht der Welt. Jede Mutter vom Stamme Rajputs tödtet ihre kleine Tochter gleich nach der Geburt. Während ich in Bengalen war, hörte ich, daß ein Rajput unterlaſſen hatte, ſeine Tochter zu morden, und daß ſie bis zu dem Alter lebte, in welchen die indiſchen Mädchen heirathsfähig ſind. Aber ein Mädchen in dem Hauſe eines Rajput war ein ſo ungewöhnlicher Umſtand, daß kein Vater ſeinem Sohne erlauben wollte, ſie zu heirathen. Dies machte den Vater des jungen Mädchens für ihre Züchtigkeit beſorgt, und nur an die Ehre ſeiner Familie denkend, nahm er ſeine Tochter eines Tages bey Seite, tödtete ſie mit einem Beile und ſchnitt ſie ſodann in Stücken. Die Mädchen von den übrigen Stämmen genießen in ihrer Jugend nicht die mindeſte Erziehung, vielweniger können ſie einige Bildung erlangen. Es giebt keine einzige Mädchenſchule in ganz Indien, und da die Mutter ſelbſt roh und ein Opfer eines finſtern Aberglaubens iſt, ſo kann ſie auch ihrem Kinde nicht den mindeſten Grad von Bildung mittheilen, und das junge Mädchen wird zu einem Leben auferzogen, das ſie im Aberglauben, und unwißend der Laſter, der ſie begeht, beſchließen muß. Noch in ihren Kinderjahren wird das junge Mädchen ohne ihr Wiſſen an einen Mann verheirathet, den ſie nie geſehen hat, und wenn beide zum erſten Male zuſammentreffen, ſo ſind ſie auf Lebenszeit an einander gebunden. Tauſende, die auf dieſe Weiſe in ihren Kinderjahren verheirathet ſind, verlieren ihre Männer, ohne ſie geſehen zu haben, und ſind alsdann verbunden, ihre Lebenstage als Witwen zu beſchließen, indem ihnen das Geſetz verbietet, wieder zu heirathen. Bisweilen verheirathen Eltern 50 bis 60 Töchter an einen Bramhun, um die Ehre der Familie durch eine Verwandſchaft mit dieſem Manne zu erhöhen. Dieſe Frauen leben ſodann nie mit ihrem Ehemanne, ſie bleiben entweder bey ihren Eltern, oder ſie verlaßen die Häuſer, in welchen ſie einer eingebildeten Ehre wegen aufgepfert wurden, und fliehen nach den Wohnörtern der Schande. Angenommen nun auch, daß ein auf dieſe Art verheirathetes Mädchen ihrem Manne eine zärtliche Neigung einflößt, welch' eine Mutter muß ſie werden, da ihr die Beſchäftigungen von Frauen in civiliſirten Ländern unbekannt

sind, da sie nicht einmal das Alphabet ihrer Muttersprache kennt, und weder Kleider machen, noch sie ausbeßern oder waschen kann? Sie setzt sich nie mit ihrem Manne zu Tische, sondern sie bereitet sein Essen, wartet bey Tische auf und genießt, was er übrig läßt. Besucht ein Freund ihren Mann, so zieht sie sich zurück. Sie ist stets verschleiert, und verläßt sie das Haus, so wird sie in einem von allen Seiten geschloßenen Palanquin getragen. Nie geht sie in öffentliche Gesellschaften und erlangt durch das männliche Geschlecht nicht den mindesten Grad von Bildung, es sey denn, daß sie ihr Ohr einem religiösen Bettler leihe; kurz sie ist in dem Hause ihres Mannes ein bloßes Lastthier oder ein Schlachtopfer. Vor Kurzem wurde in Calcutta ein junges Mädchen mit dem todten Körper des Jünglings verbrannt, mit dem sie an diesem Tage verheirathet werden sollte. Was müßen die Gefühle unserer Frauen seyn, wenn sie von dergleichen Grausamkeiten hören? aber nicht genug, ihr Blut wird ihnen vor Grausen in den Adern erstarren, wenn ich ihnen sage, daß Millionen Mütter die Früchte, die unter ihrem Herzen lagen, jubelnd in die See werfen, und daß stets eine Abtheilung Soldaten an den Ufern patrouillirt, um diejenigen Mütter abzuhalten, die ihre Kinder lebendig in den Rachen des Alligators werfen, und mit vergnügter Miene das Schauspiel genießen wollen, wie das gierige Thier des unschuldigen Kindes Knochen zerbricht, wie es deßen Fleisch zerreißt und deßen Blut trinkt! Wie bejammernswerth ist der Zustand Ihres Geschlechts, wenn Aberglaube auf diese Art das Muttergefühl tödtet, und den Menschen grausamer als den Tieger macht, der seiner Jungen schont. Aberglauben verleitet viele Frauen sich den Wellen der heiligen Flüße in Indien zu opfern. Einer meiner Freunde sah eines Morgens in Allahabad, da wo sich der Jumna mit dem Ganges vereinigt, daß sich 16 Frauenzimmer in das Waßer stürzten; sie hatten sämmtlich etwas Schweres an ihren Körper gebunden, sie sanken deßhalb augenblicklich, und einige Waßerblasen auf der Oberfläche des Flußes verkündigten, daß sie für diese Welt verloren waren. Das Ersäufen so vieler Katzen in England würde hier mehr Grausen erregen, als das Ertrinken von 16 Ihres Geschlechts in Indien. Die englischen obrigkeitlichen Personen der Präsidentur von Bengalen haben in ihrem jährlichen Berichte an die Regierung in Calcutta angezeigt, daß sich im Jahre 1817 706 Wittwen, theils verbrannten, theils sich mit den todten Körpern ihrer Ehemänner, in diesem Theile des Brittischen Indiens, begruben. Also auf diese Art beinahe zwey Frauen jeden Tag, und zwar nur in diesem Theile Indiens! Des Mittags und unter dem Zulaufe einer zahllosen Menge Zuschauer wird die Wittwe nach dem Todespfeiler gezogen, dort bindet man sie an den todten Körper ihres Lebensgefährten, sie wird sodann auf den Scheiterhaufen gehoben und durch Reisbündel sogleich niedergedrückt; diese werden dann angezündet, und sowohl Musik als ein anhaltendes Freudengeschrey ertönt, so daß ihr letztes Todesgewimmer nicht gehört werden kann. Unter den Zuschauern befindet sich ihr Sohn, ihr Erstgeborner, der, o fürchterliche

Idee! den Scheiterhaufen in Feuer setzt, und die Fortschritte der Flammen bewacht, die seine lebende Mutter zur Asche verzehren sollen — die Mutter, die ihn an ihrer Brust säugte, die ihn auf ihren Knieen schaukelte, und einst auf ihn als die Stütze ihres Alters blickte. — Ich habe drey Witwen auf diese Art verbrennen sehen, und hätte mehreren solchen Schauspielen beiwohnen können, wären meine Gefühle im Stande gewesen, dieselben zu ertragen. Andere Witwen werden lebendig begraben und zwar auf folgende Art: Sie steigt in ein tiefes Grab und nimmt den todten Körper ihres Mannes auf ihre Kniee; ihre Kinder und Verwandte, die das Grab gemacht haben, werfen die Erde um sie herum; sodann steigen zwey in das Grab u. treten mit den Füßen die Erde um den Körper der Witwe herum fest. Sie sitzt als ein stiller Zuschauer da. Die Erde steigt immer höher und höher um sie herum, bis sie endlich ihren Kopf erreicht, dann wird die übrig gebliebene Erde schnell auf ihr Grab geworfen, und die unmenschlichen Kinder und Verwandte treten zum Schluß auf den Kopf ihres dahin scheidenden Schlachtopfers! O, ihr Mütter und Witwen! Sagt, an wen sollen sich diese verlaßenen Wesen wenden? Wen sollen Tausende von Waisen, die an einem Tage Vater und Mutter verlieren, um Hülfe anrufen, wenn Ihr Euch derselben nicht annehmet? Wo sollen wir uns hinwenden, in welchen Winkel sollen wir blicken, um Frauen, Witwen und Waisen wie diese zu finden? Fünf und siebenzig Millionen in dem Zustande der Unwissenheit! Ihr, die Ihr nie eine Thräne sahet, ohne sie zu trocknen; Ihr, die Ihr nie auf einen Verwundeten blicktet, ohne wenigstens den Versuch zu machen, seine Wunden zu heilen; Ihr, die Ihr keinen Leidenden sehen könnt, ohne Trost in sein Herz zu träufeln, — sagt, wie lange sollen noch diese Feuer brennen, wie lange sollen noch diese Gräber geöffnet werden? Die Aufforderung geht an Euch, meine edelen Landsmänninnen! und an jedes Frauenszimmer in Brittannien! Die Regierung kann viel thun, um diesen Opfern ein Ende zu machen, aber ohne Verbreitung von Kenntnißen können diese Feuer nie gänzlich gelöscht werden, und Euer Geschlecht in Indien kann ohne dieselbe nie auf die Stufe steigen, zu welcher es von der göttlichen Vorsehung bestimmt ist. Verzweifelt nicht an dem Erfolge; zwar sind die Opfer zahlreich, aber sollte deswegen Hülfe unmöglich seyn? Es kann kaum ein menschliches Elend gedacht werden, welches nicht das Mitleid und der Eifer Britischer Frauen unter dem Beistande Gottes hinweg zuräumen vermag; und wenn dieser fürchterliche Zustand in Indien in jeder Stadt des vereinigten Königreichs so gefühlt wird, als wie er gefühlt werden sollte, so müssen diese Opfer in Kurzem auf immer aufhören. Schulen müssen errichtet, Kenntnisse müssen verbreitet werden, und die Frauen von Indien werden in den Besitz der Reize und geistigen Vollkommenheiten gelangen, die das weibliche Geschlecht in England zieren. Andere Triumphe der Menschlichkeit haben unsere Howards, unsere Clarksons und unsere Wilberforces erlangt, aber die Errettung der Frauen u. Witwen im Brittischen Indien muß das Werk der Brittischen Frauen seyn."

„W. Ward."

Charakterzüge der Seelenkräfte mancher Thiere.

I. Der Hund und die Gans.

Auf dem Landgute Litle-Grove in Hertfortſhire war eine Gans, die zu der Art gehörte, die man Canadiſche Gänſe nennt, welche ſonſt nicht gerne auf einem Hofe bleiben, ſondern lieber herumſtreifen. Dieſe aber hatte gegen einen Hofhund eine ſolche Freundſchaft, daß ſie ſich immer bey deſſen Stalle aufhielt, und ſich nur von demſelben entfernte, wenn ſie ihrem Futter nachging; kaum aber hatte ſie gefreſſen, ſo kehrte ſie ſogleich nach dem Stalle zurück. So ſaß ſie den ganzen Tag neben der Hütte ihres Lieblings. Hineinzugehen wagte ſie indeſſen nicht, außer bey Regenwetter. Wenn der Hund bellte, ſo fing ſie ſogleich zu gackern an, und ſchoß wohl gar auf die Perſonen, denen, ihrer Meinung nach, das Bellen galt, und verſuchte ſie in die Füße zu beißen. Zuweilen machte ſie einen Verſuch, mit dem Hunde zu freſſen; dieſes gab aber der Hund, der überhaupt ſeine ſo warme Freundin mit großer Kaltblütigkeit behandelte, ſchlechterdings nicht zu. Wenn das übrige Federvieh zur Ruhe ging, ſo gieng ſie niemals mit, wenn man ſie nicht mit Gewalt dazu trieb. Des Morgens, wenn ſie mit den übrigen auf die Weide getrieben werden ſollte, war ſie nicht von dem Hofthore wegzubringen, ſondern ſaß den ganzen Tag davor, wo ſie den Hund wenigſtens ſehen konnte. Man beſchloß endlich, der treuherzigen Gans ihren Willen zu laſſen, und ſie nicht weiter mit ſolchen gewaltſamen Trennungen zu kränken. Nun konnte ſie ſich mit aller Herzlichkeit dieſem Umgange überlaſſen. Sie lief ſogar des Nachts mit dem Hunde auf dem Hofe herum, wenn er die Runde machte; und wenn er zuweilen am Tage einen Spatziergang in das Dorf unternahm, begleitete ſie ihn, halb gehend u. halb fliegend, um mit ſeinem Reiſetrab Schritt halten zu können. Die außerordentliche Zuneigung endigte ſich nur mit dem Tode des Hundes, der zwey Jahre darauf, nachdem man ſie zuerſt bemerkt hatte, erfolgte. Es wurde damals allgemein geglaubt, der Hund habe die Gans einmal zufälligerweiſe von dem mörderiſchen Anfalle eines Fuchſes befreiet. Während der Krankheit des Hundes verließ ſie ihn gar nicht mehr; ſelbſt nicht einmal um ihr Futter zu ſuchen, und ſie wäre vielleicht verhungert, wenn man ihr nicht eine Schüſſel mit Korn in die Hütte geſetzt hätte. Die ganze Zeit über hielt ſie ſich in der Hütte ſelbſt auf, und litt nicht, daß ſich jemand derſelben näherte, die Perſon ausgenommen, die dem Hund oder ihr das Freſſen brachte. Das Ende dieſes treuen Thieres war traurig. Nach dem Tode des Hundes wollte ſie lange die Hütte nicht verlaſſen. Als man endlich einen andern Hund, von faſt gleicher Größe und Farbe, dem Verſtorbenen zum Nachfolger gab, wurde das arme Thier durch den äußern Schein betrogen, und in der Meinung, es wäre ihr alter Beſchützer, ging ſie treuherzig zu ihm in die Hütte, wurde aber von dem Hunde bey der Kehle ergriffen, und auf der Stelle ermordet. Was dieſe Geſchichte merkwürdig macht, iſt, daß die Zuneigung

entstand, da die Gans schon erwachsen war, daß sie so ziemlich einseitig blieb, und daß sie nicht bloß Gewohnheit, sondern wie es schien, Dankbarkeit und eine Art von Ueberlegung zum Grunde hatte. Die Gans, die vermuthlich öfter den Fuchs gespürt haben mochte, fand sich unter dem Schutze und in der Nähe des Hundes sicher, und sie diente ihm dafür wieder, ob es gleich nicht verlangt worden war; sie verfolgte den Feind, dem der angeschlossene Hund nur die Zähne weisen konnte.

II. Die Bienen.

Ich bin gewohnt,—erzählt der Herr Dr. P... in einem auswärtigen Blatte—nach Tische einen kleinen Spaziergang zu machen, auf irgend einem schönen Plätzchen in unserer freundlichen Umgebung eine kurze Rast zu halten und in diesen wenigen Augenblicken mir und den Musen zu leben.—So begab es sich denn auch vor weniger Zeit, daß ich in dem Lesen eines längst ersehnten Buches, durch das Summen einer kleinen Biene gestört wurde, welche, zuerst in weiten und dann in immer engern Kreisen, mich umschwärmte, und sich endlich, gemüthlich naschend, auf die Zuckerschale meines Kaffee's niederließ.—Der kleine Gast war mir in meiner Einsamkeit willkommen, er störte mich weiter in meiner Beschäftigung nicht, gewährte mir aber, durch seinen sichtlichen Appetit, eine recht freundliche Nebenunterhaltung, welche ich, Kraft der in Anspruch genommenen Pflicht meiner Gastfreundschaft, nicht stören durfte.

Gesättigt und zum Ueberfluß versüßt, verließ mich die kleine Schwärmerin nach kurzer Zeit, jedoch nicht, ohne zum Abschiede mich abermals zu umkreisen, um wahrscheinlich ihren Dank für genossene Gastlichkeit mir vorzubrummen.

Täglich und zur Stunde kehrte dieser Gast regelmäßig wieder, erneuerte seinen Erlaubniß suchenden Umflug, und genoß, was ich ihm gern gewährte.—Daß es jedesmal dieselbe Biene war, davon überzeugte mich ein kleiner Defekt in der rechten Schwinge, der den Gast aber nur sehr wenig am Fluge hinderte.

Das mochte ohngefähr acht Tage gewährt haben, und siehe da!—mein Bienchen bringt mir einen zweiten Gast. Dieser Tölpel erweißt mir aber nicht die gewohnten Ehrenbezeigungen, er läßt sich, ohne Weiteres, auf meinen Zucker nieder, während seine Führerin mich, wie gewöhnlich grüßend, umkreißt, und dann an seiner Seite zum süßen Mahl sich niederläßt.

Ich duldete das gern.—Den folgenden Tag brachte mir meine Freundin drey, eben so unbescheidene Gäste mit, und endlich am nächsten Tage eine Gesellschaft von wenigstens zwanzig ihrer guten Freunde und Genossen.

Man wird es mir hoffentlich nicht verargen, wenn die Aussicht auf eine wachsende Progression dieser Art mich etwas besorgt um die Bewirthung

so ungeladener Gäste machte; ich wagte es daher — wiewohl meine Freundin schonend — mit dem Taschentuche die Ungeladenen zu verscheuchen und unglücklicherweise, ganz gegen meinen Willen, blieben, von dem Schlage getroffen, zwey Todte auf ihrem süßen Bette des Genusses zurück.—

Den folgenden Tag erschien meine Kleine nicht.—Schmollte sie mit mir?—hielt sie eine Todtenfeier der Gefallenen?—vielleicht eines Gatten oder Geliebten?—ich weiß es nicht;—mehrere Tage hielt mich das schlechte Wetter von meiner gewohnten Ausflucht zurück. Endlich ladet ein schöner Nachmittag mich wieder zu meinem lieben Plätzchen.—

Kaum sitze ich, so ist auch mein Bienchen schon da;—aber nur in einem weiten Kreise umschwärmt sie mich, rekognoscirt und entfernt sich schnell.—Nach Verlauf einer Minute erscheint sie mit einem Schwarm von mehreren Hunderten ihres Geschlechts, die nicht, die gewohnte süße Speise—nein! mich mörderisch anfallen, mich von meinem Sitz vertreiben und zur Flucht in ein geschlossenes Zimmer nöthigen. Ich sah aus dem Fenster, daß jetzt der ganze Schwarm über meinen Zucker herfiel, und ich hatte keine Lust, abermals in dies Nest zu stechen und—gestochen zu werden.

Ich war neugierig, ob sich dieser rächende blutdürstige Angriff widerholen würde,—allein vergebens harrte ich mehrere Tage auf meine kleine erbitterte Feindin. Sie und keiner ihrer Rachegenossen hat sich bis jetzt wieder sehen lassen.

Einige Worte über das kürzlich in den Zeitungen vielbesprochene Meerweibchen.

Viele unserer inländischen Zeitungen enthielten neulich eine in der That merkwürdige Nachricht aus Richmond, Virg. über ein dort angekommenes, in der Chinesischen See gefangenes und nun zur Schau ausgestelltes Meer-Ungeheuer, das endlich die Existenz der bisher für fabelhaft gehaltenen halb aus Menschen- halb aus Fischgestalt zusammengesetzten Seejungfern oder Meerweibchen unwiderleglich beweisen soll.

Wie alles Fremde und Seltsame anziehend ist, und es einen eigenen Werth hat, Unerhörtes wahrgenommen, erlebt, überstanden zu haben, so ist auch wohl Niemand, der nicht gerne sähe, daß dergleichen Meerwunder wirklich vorhanden wären und ihm zu Gesicht kämen. Daher ist man zur Vertheidigung solcher Nachrichten, wie die jetzige, im Allgemeinen aufgelegter als zu ihrer Bestreitung. Wenn aber aufs Gewissen gefragt wird, so ist nicht leicht Jemand so ungebildet, der nicht gleich antworten sollte: er verlange nicht ein eigentliches Wunder, sondern es müsse eine natürliche Bewandniß damit haben, und eine natürliche Erklärung zulassen.—

Daß es eine Race von Menschen gebe, die sich mit einem wahren Fischschwanze im Meere hin und her bewege, will Niemand behaupten, (hieße auch dem schönen Geschlechte eben kein Compliment gemacht), aber einen Fisch möchte man wohl annehmen, der ohne gerade eine vernünftige Kreatur zu seyn, ein menschliches Antlitz, Arme, Schultern und dergleichen hätte, oder doch etwas, das man dafür ansehen könnte. Wenn man es damit nicht so genau nehmen will, so giebt es dergleichen Geschöpfe allerdings die längst zur Erklärung der fabelhaften Sirenen oder Meerweibchen Anlaß gegeben haben. Die sogenannten Manatis, die zwischen Robben oder Seehunden, und Wallfischen mitten inne stehen, dem Kopf u. den Vorderflossen nach, jenen der Bildung des Schwanzes aber nach, diesen näher verwandt sind, unterscheiden sich von beyden dadurch, daß sie Brüste (am Vorderleib) haben. Selten sind dergleichen Thiere an europäischen, noch seltener an den hiesigen Küsten gesehen worden. Besser kennen sie die Bewohner tropischer Länder, und an dergleichen denkt man natürlich gleich zuerst, wenn es wie diesmal wieder heißt: es sey eine Seejungfer oder ein Seeweibchen gefangen worden.

Aber in dem vorliegenden Falle ist etwas ganz Besonderes, hier kommt man so leichten Kaufs nicht davon. Hier ist nicht bloß von Menschenähnlichkeit die Rede, es ist volle Menschenbildung in den oberen Theilen. Alles ist genau untersucht (?) Augen, Nase, Lippen, Ohren, ꝛc. ꝛc. ꝛc. alles wie beim Menschen, die Zähne indeß (sagen Einige) etwas nach Art des Affengebisses, und die Haare von dunkler seegrüner Farbe. Oft läßt es einen wilden und sehr widrigen Laut von sich hören. (Soll vermuthlich die Sprache seyn) Kurz, aus der ganzen Beschreibung erhellt klar genug, daß eine natürliche Erklärung hier vergeblich wäre, und daß man, da wir einmal in den Zeiten der Wunder leben, es wirklich mit einem Wunder zu thun haben müssen. Man kann einwenden, daß neuerlich (wie aus mehreren neuen Reisebeschreibungen erhellt) doch manche Thiere bekannt geworden, die man früher für fabelhaft gehalten haben würde, wie z. B. der Rüsselbär, die Schnabelthiere, die berüchtigte Schlange, und mehrere andere. Aber in allen diesen allerdings befremdlichen Gestalten liegt eigentlich nichts Widersinniges. In jedem Organe tragen diese Thiere Kennzeichen ihrer Eigenthümlichkeit.

Daher kann denn auch das hier in Rede stehende Monstrum, in welchem Menschen- und Fischgestalt nicht verschmolzen, sondern gleichsam zusammengeklebet sind, nicht eine eigene wirklich bestehende und sich fortpflanzende Thierart seyn, (wenn es anders erlaubt ist, dieses Wesen mit so geringschätzigem Namen zu nennen) sondern man könnte höchstens noch annehmen wollen, es wäre zufällige Mißgestaltung von einem andern Thiere, eine sogenannte Mißgeburt — aber dagegen streitet besonders Folgendes: In der Mißbildung ist zuweilen wohl Aehnlichkeit anderer Gestalten (man könnte sich z. B. eine einfüßige menschliche Mißgeburt denken, bey welcher

der Fuß die ungefähren Umrisse eines Fischschwanzes hätte), aber eine solche Täuschung kaß nicht lange währen, da sie bey der ersten genaueren Betrachtung schwindet. Hier aber, man denke sich! ist von einem ausgewachsenen Fischwanze, von Schuppen und Flossen in zu bestimmten Ausdrücken die Rede, als daß dieses Wundergeschöpf, (kaum kann ich meine Bemerkung vollenden) eine Mißgeburt wäre.

Nach genauer Erwägung aller zur Beurtheilung vorliegenden Umstände, wird es mir daher schließlich wahrscheinlich, daß (vorausgesetzt, daß die Erzählung nicht eine nur zu oft schon wiederholte Posse ist) der menschenähnliche Theil dieses Wunderthieres von einem der größten Affen genommen worden, dem man die Haare bis auf die wenigen, die auf dem Kopfe stehen, abrasirt hat. Um über die Fischtheile zu entscheiden, muß man erst wissen, wie groß die Schuppen sind, und ob die Flossen, so wie sie dastehen, noch natürlich, oder nicht vielleicht mit der Scheere zugestutzt worden.

Ehe wir an Seeweibchen glauben sollen, müssen uns erst das Einhorn und das zweyhufige Pferd gebracht werden, damit wir uns mehr mit der Wissenschaft von den Wunderthieren beschäftigen können.

G.

Großbrittannien und die vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Der Zustand von Amerika leitet uns, — sagt Herr Hamilton in seinem wichtigen Werke über die auswärtigen Verhältnisse Großbrittanniens, — auf den so wichtigen Schluß, der unmittelbar unsre Verhältnisse mit dieser Regierung berührt. Von der Totalsumme der gegenwärtigen Einkünfte der vereinigten Staaten werden beinahe 75 pro Ct. aus den Zöllen gezogen. Man sieht daraus, von welcher Wichtigkeit für die Regierung die Erhebung dieser Zölle, d. i. mit andern Worten, der Fortbestand des Handels seyn muß. Es ist unmöglich, sich ein Ereigniß zu denken, das nachtheiliger für den Handel beider Länder seyn könnte, als es ein Friedensbruch zwischen ihnen seyn würde. Es wäre dieses ein Krieg gegen ihren wechselseitigen Handel. Amerika würde dabey drey Fünftheile seines National-Einkommens verlieren, und der geringe Handel, den es sich noch erhalten hat, würde vom Ocean verschwinden. England würde dabey ohne Zweifel seinen besten Markt verlieren, und schwer läßt sich denken, was es dagegen gewinnen sollte. Die auswärtigen Verhältnisse beider Staaten müssen den Charakter der gegenseitigen Stellung zweier handelnden großen Nationen an sich tragen. Sicher wäre es so ungerecht als niedrig, wollte man ihre bestehende Freundschaft einzig und allein diesen Ursachen zuschreiben. In einem, wie in dem andern Lande sind für die Regierenden Gerechtigkeit und Großmuth nicht leere Worte, und sie bedürfen nicht eigennütziger Gründe,

um den Verpflichtungen der Moral treu zu bleiben. Aber es liegt in der Natur des Menschen, und es ist auch seine Pflicht, den Rücksichten einer besondern Klugheit die ihnen gebührende Wichtigkeit beizulegen. Der Staatsmann also, der in Geschäften geübt ist, wird, indem er viel der National-Großmuth zugesteht, stets mit Vergnügen die Uebereinstimmung des Interesses und der Pflicht zwischen Nachbarstaaten wahrnehmen. Derjenige, der sich durch die Redlichkeit leiten läßt, verdient Vertrauen; kommt aber das Interesse noch hinzu, so verdient er es um so mehr. Was einige neuere Schwierigkeiten in unsern Verhältnissen mit Amerika betrifft, so sind seit dem Kriege drey besonders wichtige Umstände zu bemerken, in welchen sich die gegenseitigen freundschaftlichen Gesinnungen beider Staaten gleichmäßig offenbart haben. Der Handelsvertrag, der im Jahre 1819 sein Ende erreichen sollte, ist auf zehn Jahre. d. i. bis zum Jahre 1828. erneuert worden. Die englische Regierung hat der Abtretung der beiden Florida's kein Hinderniß in den Weg gelegt; sie hat im Gegentheil mit dem amerikanischen Minister gearbeitet, die Schwierigkeiten zu beseitigen, und die spanische Regierung zur Erfüllung des Vertrags mit den vereinigten Staaten zu bewegen. Der dritte Umstand bezieht sich auf die Navigations-Acten beider Länder. Es lag nicht in der englischen Politik, die Zulassung der Fremden bey unserm Kolonialhandel weiter auszudehnen. Dies würde eine zu geringe Schonung der Interessen unserer Kaufleute und unserer Rheder verrathen haben. Doch wiesen wir über diesen Punkt nicht gänzlich die Forderungen einer befreundeten Regierung zurück. Indem wir die Bermuden als Freihafen anerkannten, setzten wir Amerika in den Stand, sich unmittelbar mit englischen Kolonialprodukten zu versorgen, und so ersparten wir den Amerikanern große Reisen und beträchliche Frachtkosten. Die amerikanische Regierung war gleichwohl noch unzufrieden, und erließ in den Jahren 1817 u. 1818 ihre Schifffahrtsgesetze. Wir erkannten, daß sie ein Recht habe, so zu handeln, und die freundschaftlichen Verhältnisse beider Regierungen wurden nicht gestört. Wir hegen unserer Seits, man wird es uns glauben, ein aufrichtiges Verlangen, daß die gegenseitigen Verhältnisse beider Regierungen lange fortbestehen mögen, und daß die vereinigten Staaten bald bey sich jenen Zustand des innern und äußern Handels und der Industrie zurückbringen möchten, welcher so lange aus ihren Häfen gleichsam die Magazine der englischen Kaufleute und Fabrikanten machte. Es wird nach hundert Jahren Zeit seyn, an einen Streit der Interessen zu denken; jetzt müßte man aufhören, in gutem Einverständniß zu leben, wenn man, mitten im Frieden, und unter freundschaftlichen Verhältnissen, die Möglichkeit der Rivalität und künftiger Feindseligkeiten voraussehen wollte. Das Meer steht beiden Nationen offen; und wahrlich, England denkt nicht daran, sich ein Gebiet anzumaßen, das allen gemein ist. Amerika bildet ein neues, und so zu sagen jungfräuliches Land; ein Land, das wenig kleiner, als das Meer selbst ist. Es stammt mit uns von Einer Familie, und besitzt die gleichen Quellen

der Größe und des künftigen Ruhms, wie Großbrittannien. Es möge das Beispiel benutzen, das wir ihm gegeben haben; es gehe gleichem Glücke entgegen!

Miscellen.

Alle diejenigen, denen das Fortschreiten geographischer Entdeckungen Interesse gewährt, werden mit Vergnügen erfahren, daß der unerschrockene und denkende Seefahrer, Capitain Scoresby, unsere Kenntnisse in Betreff der nördlichen Regionen, kürzlich um ein Bedeutendes vergrößert hat. Mit seinem Schiffe the Baffin von Liverpool, auf den Wallfischfang ausgegangen, gewann er seine Ladung (bestehend in neun Fischen, die zusammen 195 Tonnen Speck lieferten,) nahe an der Ostküste vom ältern West-Grönland, welche man auch, weil es seit langer Zeit den Schiffern unsichtbar geworden, das verlorne Grönland nannte. Capitain Scoresby blieb drey Monate im Gesicht dieses interessanten Landes, und benutzte die Muße, die ihm der Wallfischfang verstattete, zu geographischen und naturhistorischen Beobachtungen in dieser bisher noch nicht erforschten Weltgegend. Das Resultat seiner Bemühungen war die wirkliche Untersuchung der Küste, vom 75° nördlicher Breite bis zum 69°, welche mit Inbegriff der beobachteten Buchten und Krümmungen, eine Strecke von ohngefähr 800 g. Meilen beträgt. Die von Capitain Scoresby besuchte Küste ist die nördliche Fortsetzung derjenigen, wo die alten Kolonien von Island existirt haben, deren Schicksale noch in einem so tiefen Dunkel verhüllt sind. Capitain Scoresby hat mehrere sehr weite Einfahrten entdeckt, wovon einige wenigstens sechszig Meilen tief ins Land hineingingen, und selbst bey diesen noch kein Ende abzusehen war. Wegen der Zahl und Größe dieser Einfahrten oder Oeffnungen, wegen der Richtung, welche einige derselben verfolgen, und wegen der Menge der Inseln, die die Küste umgiebt, ist Capitain Scoresby geneigt, zu glauben, daß das ganze Land aus einem großen Haufen von Inseln bestehe, so wie er auch Gründe zu vermuthen hat, daß unter den erwähnten Oeffnungen Durchgänge sind, die nach der Baffins-Bay führen.

Der Umriß des Landes war im Allgemeinen den Abbildungen auf unsern Karten so unähnlich, daß man nur drey Stellen nach der Angabe zu erkennen vermochte, und in der Länge derselben, fand sich in den mehrsten Karten ein Irrthum von nicht weniger als funfzehn Graden.

Capitaln Scoresby landete an verschiedenen Stellen der Küste, und an einigen in den Buchten, und entdeckte bey jedem Besuch der Küste Spuren von Einwohnern, wovon manche augenscheinlich frisch seyn mußten. Auf einer Stelle traf er ein nicht unbedeutendes Dorf verlassener Hütten, und unter diesen viele Gräber an. Um diesen Ort herum gelangte er zu allerley

Bruchstücken von Haus- und Fischergeräthschaften der Einwohner. Obschon die Witterung in See im Allgemeinen kalt war, wo das Thermometer ohngefähr auf 38 bis 40° Fahrenheit stand, so war doch die Luft auf den Hügeln in der Nähe dieses Dorfs heiß und schwül, und mit Muskitos angefüllt. Capitain Scoresby hat eine starke Sammlung von Pflanzen und Mineralien, hauptsächlich von Felsarten, zusammengebracht. Auch befinden sich einige Exemplare von Thieren darunter. Größere Thierarten waren selten in diesem Lande, doch schoß er einen weißen Hasen, und fing ein Thier von dem Mausgeschlechte, mit einem kurzen Schwanze.

Nach der neuesten Schätzung besteht die Bevölkerung Frankreichs aus 29 Millionen 450,000 Menschen, die auf einem Flächeninhalt von 10,050 Q. M. wohnt. Die Landmacht im Frieden beläuft sich auf 250,000 Mann regulaire Truppen, die im Kriege um das Doppelte erhöht werden kann. Zu diesen kommen dann zwischen 3, bis 400,000 Mann National-Garden. Die Seemacht zählt zusammen 258 Kriegsschiffe, unter denen 30 Linienschiffe, 31 Fregatten, 18 Corvetten, 25 Briggs ꝛc. ꝛc. Den neuesten Angaben zufolge beträgt der Werth aller in Frankreich jährlich fabrizirten Waaren 2000 Millionen Franken, u. die Zahl der dadurch beschäftigten Arbeiter 1,747,000. Auf jeden Fall ist Frankreich gegenwärtig einer der mächtigsten, u. was mehr ist, einer der blühendsten Staaten Europas. Nur Colonien fehlen ihm, um seine von Jahr zu Jahr außer allem Verhältniß zunehmende Population abzusetzen.

Der Ort, auf welchem der blühendste Garten des Lebens, das herrliche Paradies, einst gestanden haben soll, heißt jetzt Korna und liegt mitten in einer öden, schwarzen verlaßenen Gegend. Ueber einen mit Binsen überwachsenen Morast ragen einzelne Palmbäume hervor, und zwischen funfzig und sechzig elenden Hütten zeigt sich hier und dort ein kümmerlich angebautes Feld.

In einer auswärtigen Zeitschrift empfiehlt jemand gegen den Katarrhal-Husten, neben der Entsagung aller hitzigen Getränke, einen Aufguß auf grüne oder auch getrocknete Brombeerstrauch- (Blackberry-bush) Blätter. Umsichtige Aerzte werden beurtheilen, in wie weit von diesem Hausmittel mit Vortheil Gebrauch zu machen seyn dürfte.

Die Schwäne und die Gänse.

Eine Fabel.

Mehrere Vögel bewohnten einen ganz zum Sumpf verschlamten Teich; man hätte sie beim ersten Anblick für ein und dasselbe Geschlecht gehalten,

wenn man ihre Federn betrachtete; inzwischen war doch eine himmelweite Verschiedenheit, in Hinsicht der Sitten, der Gestalt und des Gefieders unter ihnen. Die Einen zeichneten sich durch edle Haltung, durch ihre beredte Sprache und Großmuth aus, und nahmen durch ihre Leutseligkeit alle vernünftigen Wesen ein; sie hießen Schwäne, und bewohnten den linken Theil des Teiches. Die andern waren von der Vorsehung ziemlich vernachläßigt, aber bey weitem die größere Zahl. Sie hatten fast alle dicke Bäuche, einen schwerfälligen, bleiernen Gang, eine schreckliche Gierde und Habsucht, eine gellende schreckende Stimme, und waren mit einer tüchtigen Portion Dummheit begabt; sie zu nennen ist nun wohl nicht mehr nöthig; sie hatten ihren Wohnsitz auf der rechten Seite aufgeschlagen.

So wohnten sie zusammen; um aber den Ort wieder bewohnbar zu machen, mußten der Arbeiten mehr und vielerley vorgenommen werden. Ein Schwan nahm das Wort und sprach: Laßt uns ohne Hinterhalt mit dem Herrn des Teiches sprechen, laßt uns ihm unsre Noth klagen, er wird Befehle geben, damit Kanäle gegraben werden, und das Wasser vom Schlamm gereinigt werde; ein spiegelhelles Bassin wird sich bilden und an dessen Ufern werden Blumen und frische grünende Gebüsche wachsen; ihr werdet alsdann auf dem gereinigten und gesunden Wasser selbst gesünder werden, fette Weiden, Vergnügen und Freiheit auf den schönen Ufern finden und gesunde Luft einathmen."

"Wir wollen im Kothe wühlen, und im Trüben fischen," schnatterte das Gänsevolk, durch diese Vorstellung wüthend geworden. Vergebens strengten die Schwäne mit doppelter Kraft ihre Talente und Beredsamkeit an. Die gesammten Gänse blieben bey der alten Leyer und wiederholten unaufhörlich dasselbe Geschnatter;—was will die Vernunft gegen blinde Unwissenheit, große Dummheit und deren Interesse.

Was geschieht? — Eine alles zerstörende Unordnung reißt ein;— diese Geißel verbreitet überall Tod und Verderben; ein Andrer wird Herr vom Teiche und—die Gänse werden in ihrem Moraste begraben.

Anekdote. — Zwey Leute in einer uns wohlbekannten Stadt zankten sich, und es fehlte dabey nicht an groben Beleidigungen. Der Eine sagte: "Sey ruhig, ich habe zu Hause Pillen, die schwer zu verschlucken seyn sollen." Die Sache wurde klagbar, und es wurde ein Urtheil nach rechtlicher Form eingeholt. Es lautete also: "Daß Beklagter sich alles Ausgebens von Arzneien bey fünf Thaler Strafe zu enthalten habe."

Verbesserungen. —— In einigen Abdrücken des vorigen Hefts

Seite	117,	Zeile	14 von oben, lese man daß statt das
ebendas.			18 . . in die Stadt st. in der Stadt.
do.	.		9 unten, . . . nicht st. nicht
.	120	.	18 oben . Romane st. Romame.

So lese man auch im 8ten Hefte des Magazins in der ersten Zeile der ersten Anekdote: im Jahre, statt in Jahr.